

VON MIRJAM HAUCK

Was kann man alles machen, während das autonom fahrende Auto über die Straße rollt? Einfach aus dem Fenster schauen, Zeitung lesen oder sich eine neue Netflix-Serie angucken. Oder einen Pornofilm drehen. Wie die Darstellerin Taylor Jackson, die mit ihrem Freund in einem Tesla mit eingeschaltetem Autopilot einen solchen Clip gemacht und ins Netz gestellt hat. Die Aufregung war groß, und selbst Tesla-Chef Elon Musk kommentierte das Video. Auf Twitter schrieb er: „Turns out there's more ways to use Autopilot than we imagined – shoulda seen it coming.“

Musks sichtliche Überraschung darüber, dass der Autopilot anders verwendet wurde, als es die Ingenieure im Sinn hatten, zeigt ein Problem auf, das nicht nur der Tesla-Boss bemerkt hat: Technik wird nicht immer so genutzt, wie es Erfinderinnen und Entwickler intendiert haben. Klar, der Autopilot im Tesla hat einwandfrei funktioniert. Aber über die reine Funktionslogik hinaus stellen sich Fragen wie: Welche Folgen für die Gesellschaft hat es, dass man im selbstfahrenden Auto – wenn einem langweilig ist – nicht nur ein Buch lesen kann. Muss etwa Sex im Auto künftig reguliert, also verboten werden?

Programmierer denken: „Der Fehler sitzt vor dem Bildschirm.“

Mit solchen Problemstellungen beschäftigt sich der Technikphilosoph Bruno Gransche. Am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) leitet er ein Forschungsprojekt, das gemeinsam mit Industriepartnern wie dem Verband der Elektrotechnik (VDE) und dem Da-Vinci-Konzern herausfinden will, wie Entwickler besser als bislang vorkommen, wie Menschen eine Technologie tatsächlich gebrauchen werden. Weil Technik eben auf so vielfältige Weise funktionieren kann – der Fachbegriff dafür lautet „Multistabilität“ –, führt das zu Umnutzungen oder Zweckentfremdungen. Oder wie Gransche es formuliert: „Es kommt immer anders, als man denkt.“

Dass dies nichts Negatives sein muss, sondern auch zu Innovationen führen kann, zeigt das Beispiel WhatsApp. Was von den Erfindern als reine Statusmeldungs-App gedacht war, hat letztlich den Messengermarkt und vor allem das Kommunikationsverhalten vieler Menschen revolutioniert. Niemand muss mehr telefonieren. Kann also eine falsche Nutzung zur richtigen werden? „Nur weil man das nicht vorhergesehen hat, ist das keine falsche Nutzung. Richtig und falsch sind normative Kriterien“ sagt Gransche. Wenn Nutzer



Teslas sollen im Autopilot durch Tunnel wie hier in Las Vegas fahren können. Doch selbstfahrende Autos sind auch für andere Dinge praktisch.

FOTO: ETHAN MILLER/AFP

Pornodreh im Tesla

In selbstfahrenden Autos lassen sich viele Dinge tun. Auch solche, an die die Entwickler nie gedacht haben. Warum das ein Problem ist und welche Zweckentfremdungen tatsächlich innovativ sind

in einer Technologie Potenzial sehen, sei sie für sie eben die richtige. Und die Gesellschaft müsse dies dann so regulieren, dass dadurch niemand gefährdet werde.

Die Ambivalenz, diese „grundlegende Unsicherheit von Technik“, sei philosophisch völlig klar, so Gransche. Bei Ingenieuren finde man dies allerdings nicht. „Deren Aufgabe ist es auch, eine Funktion herzustellen und dafür zu sorgen, dass die Nutzer damit keinen Quatsch machen.“ Bezeichnend für diese Denkweise seien Sprüche von Programmierern wie „der Fehler sitzt vor dem Bildschirm“, sagt Gransche. Oder auch, dass man immer vom DAU, also

vom dümmsten anzunehmenden User, ausgehen müsse.

Diese Sichtweise zeigt einerseits, dass der Mensch quasi als Störfaktor einer ansonsten absolut effizienten Technik empfunden werde, dass der menschliche Faktor bei der Technikgestaltung nicht genug berücksichtigt werde. Andererseits fließe das Menschenbild der Gestalter aber immer in das Produkt mit ein – auch wenn sich diese dessen nicht bewusst sind –, und im schlimmsten Fall entsteht so (mensch)feindliches Design.

Ein Beispiel hierfür ist die Zeichenbegrenzung bei Twitter. Dass man in dem so-

zialen Medium anfangs nur 140, mittlerweile immerhin 280 Zeichen schreiben kann, das nennt Philosoph Gransche „feindliches Design für längere Gedankengänge“. Dieses sogenannte „hostile Design“ ist den meisten Menschen von Parkbänken bekannt, die viele Armlehnen haben und so einzelne Sitzplätze unterteilen. Das soll verhindern, dass Obdachlose sie als Schlafplatz nutzen.

Bei den Parkbänken ist das eine bewusste Entscheidung derer, die sie an öffentlichen Plätzen aufstellen. Das sei bei den Twitter-Machern wohl nicht der Fall gewesen, meint Gransche. Viele Programmierere-

rinnen und Programmierer würden intuitive Entscheidungen treffen und hielten sie für völlig klar und angebracht. Sie hinterfragten sie nicht und könnten sich daher nicht vorstellen, welche Effekte sie haben. Das Ziel seines Projekts sei es eben nun auch, diese Zielgruppe zu sensibilisieren für eine meist unbeabsichtigte Bevormundung der Nutzerinnen und Nutzer und damit für feindliches Design wie paternalistische Zeichenvorgaben.

Dass Twitter mittlerweile längere Threads mit verbundenen Kurznachrichten erlaubt, zeigt, dass der Dienst wegwollte von allzu knappen Texten, die in ihrer

Kürze schlecht differenzieren können und damit oft extreme Positionen zum Inhalt haben.

Eine Lösung für Gransche ist es, mehr Fachleute bei der Technikgestaltung miteinzubeziehen, die sich mit Menschen auskennen – und eben nicht nur mit Dingen. Nun sei natürlich auch bei Produkten, die mit Philosophen, Psychologinnen oder Pädagogen entwickelt wurden, klar, dass sie am Markt scheitern können. „Aber diese Expertinnen und Experten können helfen, ein Gespür für die Komplexität der Sachlage zu schaffen.“ Denn neue Technologien bringen – auch wenn sie ein Problem lösen – ein neues mit. Sich dessen bewusst zu sein, das sei Teil der Verantwortung der Entwickler.

Man könne nur auf etwas „hin“ optimieren

Zu dieser Komplexität gehört für Gransche auch, dass es „das optimale Produkt“ nicht gibt. Optimal sei ein relationeller Begriff, man könne nur auf etwas „hin“ optimieren. „Wenn ich ein Zimmer optimal einrichten will, muss ich erst mal wissen, ob es ein Babyschlafzimmer oder ein Arbeitszimmer ist“, sagt er. Und seiner Meinung nach wird das Wort derzeit zudem viel zu häufig benutzt, gerade bei gehypten Themen wie künstlicher Intelligenz (KI). „Dabei wird eigentlich immer verschwiegen, auf was hin optimiert werden soll.“ Meist sei das einfach der Gewinn.

Nun ist keine Technik auch keine Lösung. Menschliches Leben ist ohne sie gar nicht vorstellbar. Allerdings könne man gerade bei digitaler Technik durchaus fragen, ob manchmal nicht auch „low tech“ oder auch „no tech“ die besseren Varianten seien, meint Gransche. Statt Pillen verteilende Roboter zu entwickeln, wäre es wichtiger, Pflegepersonal besser zu bezahlen. Dessen Interesse an Menschen bereits in der Ausbildung zu honorieren – mit Wertschätzung und mit Geld.

Nun muss man Einsatz von Digitaltechnik in der Medizin nicht nur negativ sehen. Wenn künstliche Intelligenz beispielsweise künftig viele diagnostische Aufgaben übernimmt, könnten Ärztinnen und Ärzte mehr Zeit für ihre Patienten und für Gespräche mit ihnen haben. Allerdings könnte es auch dazu führen, dass der Mensch in diesem System nur noch als „biochemische Maschine“ gesehen wird, wie es der Jesuit und Philosophie-Professor Stefan Bauerberger formuliert.

„Immer auf die technische Lösung zu vertrauen, das ist der sogenannte Solutionismus“, sagt Gransche. „Wie alle Ismen ist das eine Ideologie“ – und dadurch nicht zu gebrauchen.